

Eckhard Nordhofen (Hrsg.)*Tridentinische Messe – ein Streitfall*

Kevelaer: Butzon & Bercker 2009. 143 S.

ISBN 978-3-7666-1305-9, geb., € 14,90

Wenige Wochen nach der Veröffentlichung des *Motu proprio* zur Messe in der außerordentlichen Form ist es dem Frankfurter „Haus am Dom“ gelungen, ein von allen Seiten engagiert geführtes, argumentativ kompetentes und mit Protagonisten der Bejahung und der Kritik an der päpstlichen Intervention besetztes Gespräch zustandezubringen, bei dem ein kleines Wunder geschah: Es ging sachlich zu, in gegenseitiger Wertschätzung und mit viel kirchlichem Sinn, und das Ideal der „liturgischen Versöhnung“, das den Papst bewegte, erschien zum Greifen nahe. Damit ragt das Buch weit über viele aktuelle Schnellschüsse hinaus. Dem seriösen Äußeren entspricht der Gehalt: die Wiedergabe der Diskussion, angereichert durch eine philosophisch profunde Einleitung von N. und durch die lateinisch-deutsche Wiedergabe

von *Summorum Pontificum* nebst dem Begleitbrief des Papstes und drei Verzeichnissen.

Podiumsdiskussionen haben ihre Stärke weniger im Detail der Argumentation als im Überblick über eine Kontroverse und ihre einzelnen Streitpunkte. Mit leichter Hand, im Entscheidenden aber zupackend lenkt *Daniel Deckers* (FAZ) durch viele Themen. Er selbst verlässt dabei streckenweise die Rolle eines Moderators, bezieht Position, relativiert und spitzt zu. Die Kritiker des *Motu proprio* sind renommiert: *Arnold Angenendt*, der gerade für die spirituelle Theologie wohl bedeutendste deutsche Kirchengeschichtler, und *Albert Gerhards*, Bonner Liturgiewissenschaftler und ein Protagonist der liturgischen Reformen. Angenendt zeigt Noblesse und gibt damit den Ton vor: „Ich mache keinen Streit wegen Liturgie. Auch heute Abend nicht.“ (43). Hier und dort beobachtet er zwar liturgische Missstände und stimmt manchen Analysen der Kritiker der Liturgiereform zu, hält diese aber für insgesamt stimmig. Sein Kriterium für die Messfeier ist beherzigenswert: „Beten, das ist es, worauf es ankommt!“ (41). Eigenartigerweise überzeugt er jedoch auf seinem eigenen Fachgebiet, der Historie, nicht durchgängig. Bei seiner Interpretation des Begriffs der „Gaben“ (*munera*) im römischen Kanon argumentiert er nur von der profanlateinischen, außerchristlichen Bedeutung des Wortes her und setzt damit voraus, was er beweisen will, dass sich nämlich „vorchristliche Opfervorstellungen“ (71) im Sinn des *do, ut des* („Ich gebe, damit du gibst“) eingeschlichen hätten. Das aber ist ein fast lehrbuchmäßiges Beispiel für eine *petitio principii*, die voraussetzt, was sie beweist. Auch seine Verbindung der Mundkommunion mit sexuellen *pollutio*-Vorstellungen (69–72) erschien dem Rezensenten bereits in Angenendts monumentalem Werk „Geschichte der Religiosität im Mittelalter“ (Darmstadt 1997) als zu monokausal. Seine wichtigen Einsichten zum apriorischen Geschichtsbild maßgeblicher Liturgiewissenschaftler und -reformer in „Liturgik und Historik“ (Freiburg 2001) bleiben dagegen unerwähnt, so dass in der Diskussion weiterhin das Zerrbild einer 1962 aus den Verkrustungen und Erstarrungen befreiten altkirchlichen Liturgie vorgetragen werden kann. Auch die wissenschaftlich kaum stringent zu beweisende Hypothese der ersten Jahrhunderte der Liturgiegeschichte als Phase weitgehender Kreativität und Improvisation (87f.) – die wenigen dafür immer wieder angeführten vor-constantinischen Belegstellen dürften eher vom

liturgischen Beten in freier, aber *memorialiter* gebundener Rede zeugen, wie es für die antike Rede selbstverständlich war – kann dadurch als gesichertes Wissen ausgegeben werden.

Albert Gerhards ist vom Fach, und seine Fachkenntnis besticht. Zu Recht verteidigt er Liturgiewissenschaftler wie seinen Trierer Lehrer Balthasar Fischer (55) gegen die Rolle des Sündenbocks in mancher Polemik gegen die Liturgiereform. Auch Gerhards kennt „die Fehler der Liturgiereform“ und fordert deren „wirkliche Kritik“ (56f.). Ebenfalls berechtigt ist es, von *Sacrosanctum Concilium* zur Liturgiereform eine Kontinuität zu erkennen (57 u. 95), wobei hinzuzufügen wäre, dass die Reform nur eine von vielen möglichen Auslegungen des Konzilswillens war und dass diese Reform selber wieder in atemberaubender Geschwindigkeit auf eine faktische Normalform reduziert wurde, die Volksaltar, Volkssprache und Volksgesang zur Regel machte. An einzelnen Stellen scheint bei Gerhards vielleicht doch eine gewisse „déformation professionnelle“ durch: Als er darauf hinweist, dass die Liturgiereform auf unterschiedlichste Traditionsbestände zurückgegriffen hat, gerät ihm das Problem, dass eine gewachsene Liturgie möglicherweise durch eine in der Gelehrtenstube entstandene ersetzt wurde, nicht in den Blick (80f.); mehr liturgische Bildung (89f. u. 99), „ästhetische Kompetenz“ (93) oder eine weitere Veränderung der Kirchenräume (100f.) sind wohl eher fachtypische Forderungen, die die Schlüsselstellung der Liturgiewissenschaft weiter unterstreichen sollen. Die Gefahr der Veralltäglichen des Kommunionempfangs durch den Verlust der herausgehobenen Form des Empfangs wird nicht einmal diskutiert (74f.).

Wie sehr mögliche Verengungen der Fachperspektive durch die Sicht von außen geweitet werden können, belegen die beiden bekannten Freunde der Messe in der außerordentlichen Form, *Robert Spaemann* und *Martin Mosebach*. Der Philosoph Spaemann überzeugt nicht nur durch Unterscheidungen, Klarstellungen, Detailkenntnis und das gezielte Argument, sondern auch durch seine seelsorgliche Perspektive. Nicht wie eine liturgische Form gemeint ist, sondern wie sie wirkt und wie sie sich unter unvollkommenen Menschen auswirken kann, ist für ihn entscheidend. Verblüffend etwa ist sein Eindruck, dass viele Priester *versus populum* „eigentlich nicht beten, sondern dass sie ihren Leuten etwas vorbeten“ (48). Mit einem Schuss mehr Verve, aber nicht weniger beeindruckend belegt der Büchner-Preisträger Martin Mose-

bach, warum Theologie mit Gewinn auf Literatur hört: „Ich bin kein Theologe, ich muss als Schriftsteller die Welt aus einem anderen Winkel betrachten.“ (64). Unbekümmert von Übellichkeiten beschreibt er, was er wahrnimmt. Gerade dieser Realismus bewahrt ihn davor, zum bloßen Parteigänger zu werden, wenn er etwa nüchtern meint: „Ich mache mir da wenig Illusionen, dass da nun in einem Rausch plötzlich ein großes Verständnis für die alte Liturgie wieder erwächst. Die alte Liturgie ist nicht etwas, was auf den ersten Blick überzeugt.“ (102). So endet der rundum lesenswerte Band nicht zufällig mit einem Verweis auf das alle liturgische Fragen überragende Kriterium: „Und alles Große in der Kirchengeschichte ist entstanden wegen solcher Menschen, die sich überhaupt nicht gekümmert haben um die Zukunft der Kirche, sondern darum, Christen zu sein, jetzt.“ (106).

Andreas Wollbold